

## Friedrichs langer Arm

Der Kandidat der Theologie Hedhessi, ein Ungar, hatte seine Studien an der Universität Frankfurt a. d. Oder beendet, und war eben im Begriff, seine Bücher und was er sonst in die Heimat mitzunehmen willens war, zusammenzupacken. Gleichzeitig legte er diejenigen Bücher beiseite, die, wie er wußte, die österreichischen Zensoren nicht ins Land lassen würden. Er bildete von ihnen ein Häuflein, das immer mehr anschwell und auf dem zuletzt alle seine Lieblinge beieinanderlagen. Die Werke der englischen und französischen Philosophen und auch einige deutsche freigeistige Schriften waren da wie auf einem geistigen Scheiterhaufen aufgeschichtet. Zuletzt kam dem Kandidaten auch ein Traktat des Königs von Preußen in die Hände, er legte ihn seufzend zu den anderen. „Ja,“ sagte er, „in Wien ist auch deine Macht zu Ende.“ Aber im gleichen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß das wohl allzu kleingläubig für einen Verehrer des großen Königs gedacht sei, und nach einigem Nachdenken beschloß er, zum mindesten die Probe zu wagen.

„Er wird ja meinetwegen keinen Krieg mit der Kaiserin anfangen, aber den Versuch, unter seinem Schutz den Jesuiten in Wien zu entinnen, lohnt es gewiß.“

Wenige Tage später stand der Student im Park von Sanssouci dem König von Preußen gegenüber, dem er sich auf einem Spaziergang klug in den Weg gebracht hatte. Auch war sein Aussehen und sein plötzlich mit schlecht verhehlter Bitte auf den König gerichteter Blick von so gutem, gewinnendem Eindruck, daß Friedrich mit seinen Windspielen stehen blieb und den Fremden anredete:

„Er ist Student?“

„Jawohl, Majestät.“

„Theologe aus Halle. Man hört es an Seiner Stimme.“

„Theologe, ja; aber aus Frankfurt. In Halle sind die Pietisten.“

„Was kümmert das Ihn? Er ist doch nicht etwa ein Freigeist?“

„Majestät, ich liebe die Freiheit des Denkens und die Freiheit der Gewissen; um derentwillen möchte ich ein Untertan Eurer Majestät sein.“

„Was für ein Landskind ist Er denn?“

„Aus Ungarn, Majestät.“

„Warum studiert Er das Evangelium nicht in Seinem Land?“

„Eure Majestät wissen, daß uns in Ungarn die Glaubensfreiheit immer mehr beschränkt wird.“

„Da wird Er also mit seiner Gewissensfreiheit übel ankommen.“

„Jawohl, Majestät ...“ Des Studenten Stimme begann zu schwanken, weil er nun auf das kam, woran ihm am meisten gelegen war. — „Man wird mir vor allem jede Möglichkeit nehmen, meinen Geist durch das Studium der aufgeklärten Philosophen noch weiter zu erhellen und zu erbauen.“

„Wer will Ihm das in seiner Kammer verbieten?“

„Die Jesuiten in Wien, die zu Bücherrevisoren bestellt sind; sie werden mich kein freigeistig Buch lassen ins Land bringen.“

Nun merkt der König, wohin der Theologe zielte:

„Ei was,“ sagte er, „wozu braucht Er denn auch Bücher, wenn Er alles wohl studiert hat und in Seinem Kopf mit nach Hause trägt?“

„Eure Majestät,“ sagte der Student ein wenig keck, „sind wohl viel erfahrener als ich, und ich halte doch dafür, daß Eure Majestät ohne Bücher nicht leben möchten.“

„Ich sehe schon,“ sagte der König, „daß Er ein Büchernarr ist.“

„Ach nein, aber ein Gelehrter braucht immer gute Gesellschaft, Majestät.“

„Ja, ja,“ sagte der König freundlich, „aber die guten Bücher werden Ihm die Zensoren auch lassen.“

„Nein, Majestät, ich getraue mich nicht einen Philosophen von Bedeutung über die Grenze zu bringen, und wenn es die Schriften Eurer Majestät selbst wären.“

Der König sah mit lustigem Wohlgefallen die Angel, die ihm da der Student hinhielt, aber geneigt ihm zu helfen, ließ er sich fangen.

„Vor meinen Schriften,“ sagte er, „wird man doch auch in Wien einigen Respekt haben.“

„Nichts werden mir die Jesuiten lieber fortnehmen.“

Friedrich hob den Stock und klopfte dem Studenten, dessen geschickte Kühnheit ihm gefiel, auf die Schulter:

„Da will ich Ihm einen guten Rat geben. Nehme Er Seine Bücher in Gottes Namen mit und sage Er nur, der König von Preußen habe sie Ihm geschenkt.“

„Das wäre erstlich wider die Wahrheit, Majestät,“

„Das gehört zu Seinem Beruf,“ sagte der König, „aber melde Er sich in der Kanzlei, da wird man sie Ihm geben.“

Der Student verbeugte sich und dankte. Als er dennoch nicht ging, fragte der König: „Und was will Er noch?“

„Wenn man mir die Bücher nun doch abnimmt?“

„Das werden die Wiener nicht wagen.“

Der Student lächelte ungläubig.

„Dann meld Er sich bei meinem Gesandten in Wien, und nun gehe Er.“

So erhielt der Student eine vortreffliche Ausgabe der Werke des Königs, kaufte noch ungefähr sämtliche Schriften der Aufklärung, die er erlangen konnte, und packte sie zu den übrigen, um unter dem Schutz der preußischen Macht möglichst reiche Fracht in die Heimat zu bringen. An der Grenze wurde, wie er vorausgesehen, alles beschlagnahmt und nach Wien zur Zensur geschickt.

Mit spitzen Fingern hoben die beiden Zensoren in dem dunklen Jesuitenkolleg eine Greulschrift der Aufklärung nach der andern aus dem Pack des Studenten, hielten sie unter ihre Vogelnase und ließen sie alle ohne Umstände in eine Ecke des Zimmers zu Boden fallen. Zuletzt kamen sie auch an die Schriften des Königs; der Student, der mit gesenktem Blick der ganzen Prozedur beiwohnte, beobachtete mit Vergnügen, wie die Jesuiten auch diese Bücher und noch mit besonderem Mißfallen in die Ecke der Verdammnis zu werfen begannen.

„Aber meine hochwürdigen Herren,“ sagte er mit der Stimme eines Mannes, der nun endlich seinen Trumpf losschlagen kann, „bedenken Sie doch, daß mir diese Bücher von Seiner Majestät dem König von Preußen selbst geschenkt worden.“

„Was geht uns der König von Preußen an?“ rief der eine der Jesuitenpater spitz, „Wir sind hier in Wien. Sei Er froh, wenn Er nicht noch für die Frechheit, solch Zeug in sein Vaterland zu verschleppen, selbst eingezogen wird.“

Der Student verbeugte sich tief und eilte, die Fackel des Kriegs zwischen Potsdam und Wien in der Hand, von den ahnungslosen Jesuiten zum preußischen Gesandten. Der eröffnete den Feldzug damit, daß er zunächst

Anlaß und Grund des Streits, den Studenten Hedhessi, wohl verproviantierte und in Sicherheit brachte. Er ließ ihn durch einen Kurier in den besten Gasthof von Wien einquartieren, mit der ausdrücklichen Weisung, dort, so gut es ihm möglich sei, gegen Weine und Speisen zu streiten und eine schöne Rechnung zusammenzubringen. Der Kandidat, an magere Schüsseln und dünne Weine gewöhnt, versprach, das Seine zu tun und seinen Posten im Streit redlich zu erfüllen.

Unterdessen brachte ein Läufer außer anderem die Nachricht auch dieser Wiener Ereignisse nach Potsdam zum König, der mit Feldherrnblick längst den schwächsten Punkt des Gegners erkannt hatte und nun überrumpelte. Er befahl, die Türen zur Bibliothek des Breslauer Jesuitenkollegiums zu versiegeln und mit zwei Schildwachen zu besetzen; außerdem die Siegel täglich durch einen Leutnant und einen Kammerkalkulator nachprüfen zu lassen, die Kosten der Versiegelung aber mit dreißig Talern und den Unterhalt für die Schildwachen mit je einem Taler, für den Leutnant mit je zwei Talern auf den Tag, den Jesuiten aufzulegen. Die ehrwürdigen Väter erschraken und erstaunten sehr über diese Maßregel des duldsamen Königs und begriffen nicht, wo er an ihrem vorsichtigen und aalglatten Benehmen einen Grund zur Mißstimmung gefunden. Da ihnen in Breslau darüber niemand Auskunft geben konnte, mußten sie sich endlich entschließen, eine Deputation nach Potsdam zu schicken, um vom König selbst Aufklärung zu erlangen. Als die Abgesandten ankamen, zögerte Friedrich, der sonst niemand gern lang warten ließ, die Audienz mit Geschick noch eine Woche oder zwei hinaus; dann empfing er die frommen Väter mit solcher Freundlichkeit und in so guter Laune, daß sie völlig verwirrt wurden. Nachdem er über dies und jenes mit ihnen geplaudert und ihnen kaum Zeit gelassen hatte, an ihre Angelegenheit zu denken, wandte er sich zum Gehen. Die Gestalten der Gesandten klappten zusammen und untertänig eilend und vorwurfsvoll brachten sie ihre Botschaft vor.

„Aha,“ sagte der König, „ihr kommt wegen der Bibliothek. Das ist nicht meine Sache. Übrigens nur eine Bagatelle. Mein Gesandter in Wien wird darüber gern Auskunft geben. Ich bin euer gnädiger König wie immer, adieu.“

Die weisen Väter zogen so geschickt wie zuvor nach Breslau zurück und von dort nach einigem Zögern nach Wien, um in der Stadt, wo sie und ihr Orden die eigentlichen Herrscher waren, den Gesandten des Ketzerkönigs um Auskunft zu bitten. Der Gesandte, der zunächst ein wenig erstaunt tat, als wäre auch ihm die ganze Angelegenheit dunkel, erinnerte sich dann wie nebenbei des ungarischen Studenten und wies die Breslauer Jesuiten an ihre allmächtigen Wiener Brüder.

„Die Herren von der Zensur,“ sagte er, „werden leicht die ganze Sache in Ordnung bringen.“

Wenige Stunden später war der Kandidat Hedhessi im Besitz seiner sämtlichen Bücher, und die Patres kamen zum preußische Gesandten, um ihn von der Beilegung des Streits zu unterrichten und ihren Abschied von ihm zu nehmen.

„Übrigens noch eine Kleinigkeit, meine Herren,“ sagte der Gesandte, und reichte ihnen eine Handvoll säuberlich geschriebener Rechnungen des Wirts vom Goldenen Löwen. Immer säuerlicher verzog sich das Gesicht der Väter, als sie sahen, wie viel guter Rheinwein, wie mancher treffliche Fisch und bekömmliche Braten da eine glatte Kandidatengurgel hinabgeschwommen war und zuletzt das schöne Endergebnis von 96 Dukaten gebracht hatte. Aber es blieb ihnen nichts anderes, als sich mit guter Miene in das üble Spiel zu schicken. Sie bezahlten, und des Kandidaten goldene Tage hatten wie alle

schönen Märchen ein Ende. Er war ein wenig wohlbeleibt geworden, so redlich hatte er im Kampf für Aufklärung und Zensurfreiheit seinen Mann gestanden.

Die Bibliothek in Breslau wurde sogleich entsiegelt, aber ein Brief des Königs an den Pater=Rektor des Kollegiums warf noch einiges Salz in die frischen Wunden:

„Ihr werdet,“ schrieb er, „Eure Herren Confratres in Wien und das Personal des dortigen Consistorii wohl warnen, daß sie an dem Candidaten der Theologie Hedhessi aus Ungarn Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses Mannes erkundigen. Bekommt er nicht die beste Pfarre in Ungarn, oder sollten er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformieren und Protestanten cujanirt <sup>1</sup> und chikanirt werden, so müßt ihr und Euer Kloster dafür stehen, da halte ich mich an Euch. Ich bin u. s. w.

Friedrich.

---

1 unwürdig behandeln